



Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Abteilung und Correspondenz Halle, Leipzigerstr. 67.

Halle a. S., Freitag 1. Oktober 1897.

Berliner Bureau Berlin SW., Sternburgerstr. 8.

Deutsches Reich.

Bezüglich der projektierten Reise des Kaisers nach Jerusalem...

Kaiser Wilhelm weist noch immer in dem fernem Rominten...

Der Kaiser trifft am 6. Oktober Vormittags 11 Uhr von Rominten...

Am 2. Oktober vollendet der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten...

Die in den letzten Tagen durch die Presse gegangenen Mittheilungen über den Vorkriegsstand...

Der Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. Sinsheimer hat den Stern zum höchsten Ehrenkreuz...

Die Ernennung des Präsidenten der Eisenbahndirektion in Köln...

Die durch den Tod des Oberprokuratoren Rögels erledigte Oberprokuraturstelle...

Gestern Mittag fand im Reichstag des Innern eine Sitzung des Reichsbank-Ausschusses...

Daß in Preußen den reichen Ueberflüssen des Jahres 1896/97 ein noch beträchtlich höherer Ueberfluß...

auch schwerlich zur vollen Deckung des im Etat vorgesehenen Ansehensbedarfs hinreicht...

Für 1898/99 sieht eine mehr als gewöhnliche Vermehrung der ordentlichen Ausgaben bei keinem Minderposten...

Das „Dresdener Journal“ weist die Mann-Wehrung der freiwirtschaftlichen Preisse einer projektierten dreifachen Erhöhung...

Gegenüber der von einem Theile der Tagespresse gebrachten Sensationsnachricht, daß die Einführung von Stempelsteuern für die Brauereien...

Die freiwirtschaftlichen Heben sind also mit ihrer reichlichen fähig ausgefüllten Wählerrolle mal wieder hineingefallen...

In welchem erheblichen Maße die Getreide-Einfuhr in Deutschland abgenommen hat...

Wegen August 1897 881, im 1896 1280 599 oder weniger 398 444 = 45,25 Proz.

Gefaltsverhältnisse der Bureauangehörigen. Den Oberlandesgerichtspräsidenten ist vom preussischen Justizministerium...

Die die „Post“ erfährt, beabsichtigt die Regierung demnächst auch eine Verbesserung der Lage der Regierungsbureauangestellten vorzunehmen...

Die Beitragspflicht der Vermögensmittler zu den Wohlfahrtsbeiträgen der Armen dieses Landes...

Reichstagsabgeordneter Debel ausgesagt, der vielgenannte Normann-Schumann habe einem seiner Parteigenossen eine Abschrift...

Parlamentarisches.

Bei der gestern stattgehabten Landtags-Erstaussicht im Wahlkreis Greifenberg-Kamin wurde Oberleitnant von Normann-Barlow...

Spanien.

Die Kabinetskrise und Suba. Falls es wahrscheinlich ist, Sagala das Kabinett übernehmen sollte...

Serbien.

Demissionierung. Gerüchte verlauten, daß das Kabinett Simic dem Könige gestern telegraphisch seine Demission gegeben habe.

Affensium.

Meneil und die europäischen Mächte. Die „Allg. Ztg.“ meldet aus Petersburg, der aus Westfalen hierher zurückgekehrte Oberst...

England.

Grenzregulirungen - Canada Handelspolitik. Reuters Bureau meldet aus Paris: Der französische Minister...

Nach einer Meldung der „Times“ aus Ottawa in Canada, um keine Handelsfreiheit zu haben...

Die verlannt, beabsichtigt die englische Regierung Protest einzulegen gegen die Funktion des als leitender der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Vergabung der Löhden von Ungarn.

Das fürchterliche Unglück, welches das Torpedoboot „S. 26“ betraf hat und durch das 10 blühende Menschenleben vernichtet sind...





[Nachdruck verboten.]

Das Herz der Welt.

Von H. Rider Haggard.

9) Autoriſirte Ueberſetzung von Gertrude Hildebrandt-Eggert.

Am Abend ſpeiſten wir auf Deck, da uns nicht nach einer Begegnung mit Don Joſe gelüſtete. Als wir unſer Mahl beendet, wurde der Himmel plötzlich ſeltſam dunkel und im Norden erſchien ein ähnliches Wolkenband, wie wir es am Morgen geſehen hatten. Doch dieſmal war es in glühendes Roth getaucht.

„Der Himmel ſieht ſeltſam aus, Ignatio,“ wandte ſich der Sennor zu mir, und in dem Augenblick hörten wir Molas' Zwiegeſpräch mit einem Indianer.

„El Norte — die böſe Macht —“ ſagte Molas, nach der rothen Linie weiſend.

„Si, el Norte,“ entgegnete der Matroſe und wandte ſich der Kabine zu.

Indem erſtieg der Kapitän die Kommandobrücke und ſah prüfend und, wie es ſchien, nicht ſehr erfreut, nach dem Horizonte. Gleich darauf geſellte ſich der Obermatroſe ihm zu und Beide geriethen in einen Wortwechſel, aus dem ich entnahm, daß der Matroſe der Anſicht war, man ſolle in Frontera landen.

Der Kapitän meinte, der Sturm würde ſie erreichen, noch ehe ſie im Hafen geborgen wären, und das Schiff würde an der Bank des Grijalva zerſchellen; er hielt für rathſam, nach der offenen See zu halten.

Den Plan hieß der Matroſe vortrefflich, wenn die Maſchinen in Stand wären. Doch ebenſo gut könnte man in einem Segelboote fahren, deſſen Maſten aus Cigaretten beſtänden, als mit einem ſolchen Kaſten dem Nordſturm trogen.

Zwei Stunden gingen hin, ohne viel Veränderung zu bringen, da fragte mich der Sennor, ob ich glaubte, daß der Nordſturm kommen würde?

„Ja,“ entgegnete ich, und ich fürchte, wir gehen dabei zu Grunde. Wenigſtens befürchten dies die indianiſchen Matroſen.“

„Du ſaßt den Gedanken, wie eine Raſe im Saſt ertränkt zu werden, recht kühl auf, Ignatio. Wie weit ſind wir noch vom Kap Xicalango?“

„Zwölf Meilen, glaube ich, und ich nehme es ruhig hin, weil Schreiben nichts nützt. Gott wird uns retten, wenn es ihm genehm iſt, oder uns untergehen laſſen. Es iſt kindiſch, gegen das Schickſal anzukämpfen.“

„Echter Indianerglaube, Ignatio,“ entgegnete er; „ihr ſetzt Euch hin und ſagt: 's iſt unſer Schickſal, nehmen wir es hin — aber ich und mein Volk glauben nicht daran. Gätten wir es gethan, ſo wäre England, ſtatt das erſte Land der Welt zu ſein, längſt untergegangen, denn gar manches Mal ſtand es dem Schickſal Auge in Auge gegenüber. Aber es hat es überwunden. Und wenn ich einmal ſterben ſoll, dann will ich lieber im Kampfe fallen, als unthätig zuſehen. Sag' mir, ſind

wohl ein paar der Leute zuverlässig, falls es zum Neuesten kommt?“

„Die indianiſchen Matroſen ſind muthig und kennen die Küſte, und wenn Noth am Mann iſt, werden ſie Alle thun, was ich ihnen befehle.“

Während ich ſprach, durchzuckte ein heller Blitzſtrahl den Himmel, ein bekäubender Donnerschlag folgte ihm. Bei dem grellen Schein erblickten wir ſo an drei Meilen entfernt die Küſte und faſt unmittelbar vor uns Kap Xicalango. Das Waſſer um unſer Schiff herum lag ruhig und glatt wie Oel, und der Rauch ſtieg kerzengerade in die Luſt, doch in gewiſſer Höhe fing er an im Kreiſe herumzuwirbeln.

Eine Meile weiter windwärts jedoch bot ſich ein ganz anderer Anblick, denn von dort kam der Nordſturm und ſtürzte ſich gleich einem lebenden Weſen gegen uns; voran eine Reihe weißer Schaumköpfe, die ſich hoch aus der See hoben, und dahinter, von flüchtigen Blitzen erhellt, eine dichte Mauer ſchwarzer Wolken, die ſich gen Himmel thürmte.

Der Kapitän gewahrte die Gefahr; denn wenn die Wirbel uns ſeitwärts packten, ſo waren wir verloren. In dem tiefen Schweigen, das dem Donnerschlage folgte, rief er dem Steuermann zu, gerade auf die Wirbel loszuhalten. Dann befahl er, daß die letzte noch offene Kajüthentür geſchloſſen würde.

Seinen Befehlen wurde ſchnell gehorcht und die Santa Maria paddelte der Schaumlinie entgegen. Es war entſetzlich, das gebrechliche Ding ſo vorwärtsſtreben zu ſehen, wie es ſchien, gerade in den Rachen des Todes hinein. Nun wurde die unnatürliche Ruhe unterbrochen, ein leiſer, ſöhnender Laut durchzitterte die Luſt, das Waſſer zur Seite des Schiffes brodelte und ziſchte und der vom Winde hochgetriebene Giſcht ſchlug uns gleich Peiſchhieben ins Geſicht.

Noch wenige Sekunden und wir erblickten eine ungeheure weiße Maſſe am Bug, und der Kapitän, der todtbleich ausſah, rief ſeinen Leuten einen abermaligen Befehl zu.

„Legt Euch nieder und haltet Euch am Tau feſt,“ rief ich dem Sennor und Molas, „das iſt der Nordſturm und er wird Vielen von uns den Tod bringen.“

VI.

„El Norte.“

Im nächſten Augenblick war die böſe Gewalt da. Ein jäher Windstoß packte das Schiff und machte es erbeben. Dann tobte der Sturm mit voller Wucht.

Uns ſchien es, als tauche die Santa Maria tief hinein in die graufige Fluth. Eine ungeheuerer Welle ſtürzte über das Deck und hätten wir uns nicht feſtgeklammert, ſo hätte ſie uns hinabgeriſſen.

Die Santa Maria war wie feſtgedrückt in das Meer, doch endlich hob ſie ſich wieder und ſtampfte vorwärts. Zum Glück war der erſte Anprall des Sturmes der heftigſte geweſen, denn noch zwei oder drei ſolcher Wellenſchläge, ſo war es um uns geſchehen.

Doch bald wurden wir gewahr, daß das Schiff dem Kap Xicalango zutrieb. Wir ahnten, daß nur ein Wund noch uns

zu retten vermochte. Wohl eine Stunde lang kämpfte die Santa Maria muthig und mit aller Kraft gegen den rasenden Sturm. Da endlich gewahrten wir beim Leuchten der Blitze, daß wir der Brandung bis auf zweihundert Schritte nahe gekommen waren.

Von Neuem versuchte das Schiff in das Meer hinauszukommen. Es stampfte und schwankte und tauchte bald tief in die Fluth hinab, bald hob es sich hoch empor, und jeden Augenblick glaubten wir, es müsse in Stücke zerfallen.

Langsam, sehr langsam entfernten wir uns vom Kap und steuerten dem Kanal zu, der sich zwischen dem Kap und der Carmeninsel hinzieht, doch schließlich versagten die Kräfte. Ein Schaufelrad stockte, das andere zerplitterte, die Maschinen waren zusammengebrochen.

Wir waren mitten im Kanal; vom Sturm und von der Luft getrieben, jagte unser Schiff mit einer Schnelligkeit von fünfzehn bis sechzehn Knoten dahin, wie ein Holzstück im Wellstrom. Zweimal drehte sich der alte Kasten im Kreise herum und dabei stürzte eine grüne See über das Deck und riß alle Boote, mit Ausnahme eines einzigen, das glücklicherweise außer ihrem Bereiche war, hinweg.

Wir suchten hinter dem Mast Schutz, klammerten uns wieder an unser Tau und ließen es nicht los, auch wenn die Wellen uns gegen das Deck schleuberten und über uns hinwegspülten, so daß wir dachten, die Lungen müßten uns bersten. Die Deckkabinen waren weggefegt, so daß das Wasser freien Weg hatte. Dafür aber stand die Santa Maria schon halb unter Wasser.

Die Passagiere, mit Ausnahme von zweien, die schon ertrunken waren, stürzten schreiend, fluchend und betend an Deck, klammerten sich an Masten und Pfosten und an Alles, was Schutz zu gewähren schien.

Das Gejammer der Frauen war ganz entsetzlich. Von Furcht übermannt, warfen sie sich in voller Länge auf das Deck und die herüberstürzenden Wellen wuschen sie in die See.

Einige der Männer folgten ihnen in das nasse Grab, andere, weniger fassungslose, strebten ebenfalls, sich festzuhalten.

Unter diesen waren einige indianische Matrosen und Don José Moreno. Selbst in seiner Angst konnte er noch zornig sein, denn den Sennor erkennend, rief er:

„Ah! malonado — Ihr von böser Kraft Besessener habt uns den Nordsturm auf den Hals gehetzt. Nun sollt Ihr wenigstens mit uns sterben.“ Und sein langes Messer ziehend, versuchte er, es dem Sennor in die Rippen zu rennen. Das wäre ihm auch sicherlich gelungen, hätte der indianische Hochbootsmann in seiner Nähe ihn nicht so kräftig mit der Faust auf den Arm geschlagen, daß ihm das Messer aus der Hand flog. Bei dem Versuche, es wieder zu erlangen, stürzte Don José nieder und blieb liegen, ohne einen weiteren Angriff zu versuchen.

Inzwischen rückte unsere letzte Stunde heran und dieser Gebanke schien selbst den Sennor Strickland zu lähmen, der dicht an mich herangekrochen war.

„Können wir gar nichts thun?“ forschte er endlich. „Frag' die Indianer, ob keine Hoffnung ist?“

Ich sprach mit dem Hochbootsmann und rief dann zurück: „Er sagt, der Strom triebe uns um die Insel herum und wenn das Schiff das überstehe, so kämen wir in ruhiges Wasser, in dem das Boot sich halten könne, wenn es bis dahin ganz bliebe und wir es klar bekämen. Er glaube aber, daß wir untergehen müssen.“

Als der Sennor das hörte, vergrub er sein Gesicht in die Hände, vermuthlich betete er, wie auch ich es that. Doch bald überwandten wir die Schwäche und kämpften von Neuem mit den

Sturzwellen um unser Leben. Das Schiff trieb um das Kap herum.

Es war ein letzter Kampf. Ein Wirrwarr, der sich nicht beschreiben läßt. Dann, mit einem Male, athmeten wir auf. Wir fühlten, daß wir ruhigeres Wasser hatten.

Sechs Indianer, wir drei, Don José, der besinnungslos schien, und die Leiche des Kapitäns, der sich an der Kommando- brücke hatte festbinden lassen, bildeten den Rest der Mannschaft und Passagiere der Santa Maria. Die Uebrigen hatten ihr Wellengrab gefunden. Und dicht über uns hing noch der Kutter.

Der Sennor sah es und ihm fielen wohl seine Worte ein, daß er lieber kämpfend sterben wolle, als thatenlos untergehen. Wenigstens rief er: „Das Schiff sinkt. Schnell in das Boot!“ und auf den Kutter zueilend, kletterte er hinauf und mit ihm Molas, die sechs Indianer und ich.

Er war fast voll Wasser und der Hochbootsmann zog den Pflock heraus, um es ablaufen zu lassen.

„Zieh, den Pflock zurück!“ rief Sennor. „Das Schiff sinkt. Wir müssen den Rest ausschöpfen.“

In einer halben Minute war es geschehen; die Matrosen ließen das Boot nieder und wir waren auf See und, was noch besser war, vom Schiffe frei.

Raum waren vier bis fünf Ruderschläge gethan, als vom Schiffe her Hilferufe erschallten. Im Mondenschein erkannten wir Don José Moreno, der sich an den Mast klammerte.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich mit,“ schrie er.

Die Ruderer zögerten, doch der Hochbootsmann gebot mit einem indianischen Fluch:

„Vorwärts, laßt den Hund ersaufen.“

Don José hatte ihn wohl gehört, wenigstens fing er ein so klägliches Jammern an, daß des Sennors Herz davon gerührt wurde.

„Wir können ihn nicht verlassen,“ sagte er. „Rudert zurück.“

„Er versuchte noch eben, Sie zu ermorden,“ entgegnete der Hochbootsmann, „und wenn wir an das Schiff heranzufahren, so reizt es uns leicht mit in die Tiefe.“

Dann wandte er sich zu mir und fragte: „Befehlt Ihr, daß wir zurückfahren, Herr?“

„Da der Sennor es wünscht, ja,“ entgegnete ich.

„Zurück, Brüder!“ kommandirte der Hochbootsmann.

Verbroffen, doch gehorsam, ruderten die Indianer zurück. Auf dem Deck, an den Mast geklammert, stand Don José — sein glattes, öliges Haar schlug ihm ins Gesicht, sein prächtiges Kleid war zerfegt und triefte.

„Rettet mich,“ schrie er heiser. „Rettet mich.“

„Springt ins Wasser, Sennor. Wir fischen Euch auf.“

„Das getraue ich mich nicht,“ war die Antwort. „Kommt heran und holt mich.“

„Wünscht der Sennor noch, daß wir bleiben?“ fragte der Hochbootsmann ruhig.

„Hört zu, ihr Leute,“ rief der Sennor; „das Schiff sinkt und wird uns mitreißen. Bei dem Worte drei fahrt Ihr zurück. Wollt Ihr nun springen, Don José! Eins, zwei —“

„Ich komme,“ schrie der Mexikaner und von Verzweiflung getrieben, sprang er ins Wasser.

Mit großer Mühe gelang es, ihn mit einem Bootshaken zu fassen. Ich gestehe — ich habe keine Hand dabei geregt, denn meine Barmherzigkeit reichte nicht so weit, daß ich den Wunsch hegte, den Hallunken zu retten. Ihn in das Boot zu ziehen, war für den Augenblick unmöglich, denn indem barst auch das Deck der Santa Maria und sie versank in die Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Der Nachbar.

20) Novelle von Wilhelm Jensen.

Nun saßen sie in der allmählich dämmernd und dunkler werdenden Stube, besprachen das vor ihrem Weggang in der Morgenfrühe noch Erforderliche. Beide mit gleichem Eifer, der sie gleicher Weise nicht an die Abendmahlzeit denken ließ; so rathschlagten sie, was aus den Kühen werden sollte, kamen überein, das Beste sei es, die Zurückbelassenen auf eine Weide hinauszubringen. Unterwegs hofften sie doch irgendwo Bauern, die sich wieder herausgemagt, anzutreffen, denen die Kinder als Geiseln vielleicht hoch willkommen wären, so daß sie zum Winter sichere Unterkunft fänden. Keinen Augenblick trat Stille in dem Raum ein, sie beredeten Eines um das Andere, zuletzt vermochten sie ihre Gesichter nicht mehr wahrzunehmen. Ferdinand Lobjkowitz stand auf und ging fortsprechend hin und wieder; dann scholl einmal seine Stimme von der Flurthür her: „Wir sollen morgen früh aufstehen, es wird Zeit, daß wir schlafen. Gute Nacht, Elfrun.“

Sie erwiderte: „Gute Nacht.“ Sein Fußtritt klang nicht, er mußte noch stehen geblieben sein, als ob er auf etwas warte, bis leise ihr Schritt über den Boden tönte, einer andern, nach ihrer Kammer führenden Thür zu. Nun setzte er den Fuß vor, doch nicht um sein Lager aufzusuchen, sondern er trat ins Freie. Die Nacht lag tiefdunkel ringsum, aber weiterschreitend schob er das Boot noch vom Ufer und ruderte auf den schwarzen See hinaus.

* * *

Unumwölkt, wie am Morgen vorher, ging die frühkommende Sonne auf, und wieder gleich einem leuchtenden Wunder lagen Erde und Wasser. Doch blickten die Augen Elfruns nicht staunend darauf, wie auf etwas noch nie Gesehenes, aus ihrer Kammer hervortretend, begab sie sich sogleich an den Herd, um die Frühpeise zu bereiten. Still war es hier, und ruhig konnte sie ihre Beschäftigung zu Ende führen, denn keine Hand griff wie gestern behindernd nach der ihrigen; ihr Hausgenosse war nicht zugegen, sondern löste, nach der Abmahlung, im Stall die Kühe von der Krippe und führte sie auf einen guten Weideplatz hinaus. Dann kam er ins Haus, schon aus einiger Weite laut rufend: „Guten Morgen, Elfrun! Ist die Suppe fertig? Weißt Du wohl, daß wir gestern über unsern wichtigen Dingen vergessen haben, zu Nacht zu essen? Davon hab' ich heut' einen Varenhunger.“

Den gab er auch damit kund, daß er sich gleich beim Eintritt in die Stube an den Tisch setzte und eifrig zu essen begann. Gleiches zu thun, ermahnte er das Mädchen, denn der Weg bis zur Stadt sei reit und ermüdend und fraglich, ob sie unterwegs andere Nahrung, als die sie mit sich nähmen, erhalten würden. Beide hatten ein überwachtes Aussehen, doch niemals noch war er so frohlaunig gewesen. Alle Schatten der Vergangenheit und mit ihnen der Ernst erschienen weienlos von ihm abgestunken, nur heitere und scherzende Rede kam ihm vom Mund. Vielleicht ein wenig beabsichtigt, um seiner Braut den Fortgang von ihrer Kinderheimathstätte zu erleichtern, ihr unvermerkt drüber fortzuhelfen. Aber sie bedurfte dessen nicht, der Abschied fiel ihr nicht schwer; eine wirkliche Heimath war das Haus ihrer Eltern ihr nie gewesen, zu solcher erst geworden, seitdem sie mit ihm drin gelebt. Und er ging ja mit ihr.

Nur auf den See richtete sie die Augen noch einmal zurück und hob den Blick zu den hohen, lichtstrahlenden Felskronen empor, unter denen sie vor vier Jahren droben als Kind in Wind und Sonne gelegen und aus den großen blauen Blumen sich einen Kranz um die Stirn geflochten. Dann schritt sie neben ihrem Begleiter ins weite, flache Land hinaus. Er war ihr Führer, sie hätte keine Richtung gewußt, aber brauchte nicht darum zu sorgen, er mußte ja Alles. Sie fragte auch nicht, wie sie in der fremden Stadt Unterkunft finden und leben könnten; da er sie dorthin brachte, war's für sie unnöthig, darüber zu denken. Fast ohne Unterlaß redete er, erzählte von seinen Schlössern, schilderte sie ihr und wie sie zusammen drin leben würden, bald hier, bald dort. Zuweilen schritten sie bei einer Verengerung des Weges dicht aneinander, daß ein paar Mal seine Hand die ihrige berührte. Doch nur einen Augenblick streifend, denn zufällig bewegte Elfrun sich jedesmal nach der anderen Seite hinüber. Die Landschaft blieb verlassen, wohl vier Stunden weit, dann trafen sie in der Dede ein halbzehntes Gehöft, dran ein Bauer mit Weib und Kind nothdürftig ausbesetzte. Die ersten waren's, die sich wieder auf ihre verwilderte Scholle herausgewagt, sicht-

bar von Noth und Hunger getrieben. Auf die Frage, ob sie ein halbes Duzend Kühe sich herbeiholen wollten, starteten sie den Sprecher wie einen Irredenden an; erst als er ein Goldstück hervor zog und es dem Mann in die Hand legte, dazu ihm den Hof an See beschrieb, ging in ihren Augen ein glänzender Hoffnungsstrahl der Gäubigkeit auf; in mortlosem Staunen, begrifflos blickten sie den beiden Weiterschreitenden nach. Der steinige, mit Gestrüpp überwucherte Weg ward beschwerlich, und mit heißer Gluth brannte die Mittagssonne auf sie herab. Er fragte einmal: „Es ist noch weit zur Stadt, kannst Du auch bis dorthin?“ Sie versetzte: „Hältst Du mich für so schwach?“ Und er gab zurück: „Nein, ich weiß, Du bist stark.“ Das allein fast sprach er mit ernsthaftem Ton, sonst kam immer der Frohsinn von seinen Lippen; er ging ja mit jedem Schritt dem Glück entgegen. Am Himmelsrand stiegen hohe Thürme vor ihnen in die Luft, doch schienen immer gleich fern zu bleiben; die Sonne stieg nieder und Sterne zogen herauf, bis sie über die Brücke eines unsichtbar unter ihnen breitraufenden Flusses in das Thor der Stadt hineingelangten. Hier brachte er seine Begleführin schnell in eine vornehme Herberge; der Wirth bemah die auffällige Kleidung der Weiden mit misstrauischem Blick, doch kurze Worte genüigten, sein erles abweisendes Verhalten in vollste Dienstwilligkeit umzuwandeln, und bald fiel Elfrun in prunkvoll ausgestatteten Gemach unter purpurner Decke eines Himmelstettes in tiefen, bewußtlosen Schlaf.

Am andern Tage kam ein Gewandfertiger, mit besserer Unterwürfigkeit ihre Körpermaße zu nehmen: Bekleidungsstücke mannigfachster Art wurden für sie gebracht. Es war eine Stadt von erblicher Größe und Bedeutung für die Zeit, einer gefüllten Börse stand in ihr jeder reiche Aufwand zu Gebot, und Ferdinand Lobjkowitz hatte nur seinen Wunsch und Willen kundzugeben. Ein großer Herr war er, für die vornehme Tracht, die auch er angelegt, geschaffen; mit stugendem Blick sah das Mädchen ihn darin zum ersten Mal hereintreten. Auch sonst verändert, er hatte sich den ergrauten Bart fortnehmen lassen, und das noch jugendliche seiner Züge kam voll zur Geltung, brachte den bisherigen scheinbar übergroßen Altersabstand zwischen ihm und seiner Braut zum Wegfall. Lachend sprach er sie an: „Du wünschtest es ja so, und ein kluger Mann macht zeitig den Anfang, seiner Frau zu gehorchen. Gefällt's Dir besser?“ Von schöngebildeten, feinen Lippen kam's, die bis dahin nicht erkennbar gewesen, und es war, als habe nur das wirre bleichende Haar den trüben Ernst auf sie gelegt, der mit jenem spurlos geschwunden, ihre angeborene sonnige Heiterkeit hervortreten zu lassen; ein Staunen und eine Scheu paarten sich in den Augen Elfruns. Alles für sie Bestimmte aber wählte, prüfte und ordnete er selbst, und wenige Tage nur vergingen, bis auch sie in vollster äußerer Verwandlung vor ihm stand. Selten und stets nur flüchtig besah er sich mit ihr zusammen, zu viele Nöthigungen forderten seine Abwesenheit; beim Kommen trat er nie in ihre Thür, bevor er sich von außen durch eine Frage vergewissert, daß er sie nicht übertratsche. Dann war ihr Brautgewand fertig gestellt, er hieß sie es anlegen und ihn von einer der Dienerrinnen, die er ihr gegeben, rufen lassen, wenn sie angekleidet sei. Da fand er sie einer jungen Fürstin gleich an Pracht der Gewandung, für die ihr Anblick von Abkunft und Geburt bestimmt erschien, daß ihm willenlos entflog: „Bist Du's —? Ja, so bist Du's!“ Doch rasch fügte er hinterdrein: „Es ist wohlgerathen und meiner Frau angemessen. Nur einen Augenblick habe ich Zeit, es zu prüfen, mir liegt noch Vieles zu thun ob.“ Und schnell verlieh er wieder das Zimmer.

Am nächsten Tage aber stand sie so vor dem Altar, und der Pfiefler verband Beide nach göttlicher und weltlicher Ordnung' zu untrennbarem Ehebunde; Ferdinand Lobjkowitz war keiner Schwierigkeit begegnet, den Spruch und Segen der Kirche zu erlangen. Wie die Vermählten sich vom sammetbedeckten Schemel aufhoben, sagte er, nach einem tiefen Athemzug: „Nun bist Du meine Frau,“ und er beugte sich vor, es mit einem Kuß zu bewähren. Doch um der zuschauenden Menge Willen streifte er nur, gleichsam symbolisch, ihre sich mit leisem Bittern zusammenschließenden Lippen, dann führte sein Arm sie zum Wagen zurück und zur festlich harenden Tafel. Mit größtem Prunk war diese ausgestattet, die Vornehmsten der Stadt hatte er zu ihr geladen, doch alle Frauen und Töchter derselben an Schönheit und edler Erscheinung überbietend, nahm die Gräfin Elfrun Lobjkowitz den Oberstiz am Tisch ein.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

RS. Wichtigere Gedenktage im Oktober 1897. Am 3. ist der 100. Geburtstag des Großherzogs Leopold II. von Toskana (geb. 3. Oktober 1797 in Florenz als österreichischer Erzherzog, seit 1824 in der Regierung Toskanas, dankte 1859 ab, gest. 29. Januar 1870 zu Brandeis in Böhmen); am 4. der 100. Geburtstag des schweizerischen Geistlichen und Schriftstellers Albert Vigliani (geb. 4. Oktober 1797 in Murten, Kanton Freiburg, verfasste als „Jeremias Gotthelf“ verschiedene volkstümliche Werke, gest. 22. Oktober 1854 in Längelrüti); am 6. der 350. Geburtstag des berühmten spanischen Schriftstellers Miguel de Cervantes Saavedra (geb. 6. Oktober 1547 in Alcalá de Henares, ohne daß aber der Geburtstag zweifellos feststeht, Verfasser des „Don Quijote“, gest. 23. April 1616 in Madrid); am 10. der 100. Geburtstag des preussischen Staatsmannes A. G. v. Dönhoff (geb. 10. Oktober 1797 in Potsdam, 1848 kurze Zeit Minister, gest. 1. [3.] April 1874). — Ferner fällt auf den 14. der 100. Geburtstag der Reisenden Ida Pfeiffer geb. Neuer (geb. 14. [15.] Oktober 1897 in Wien, durchforschte alle Erdteile, gest. 28. Oktober 1858 in Wien); auf den 17. der 100. Gedenktage des Friedensschlusses von Campoformio zwischen Oesterreich und Frankreich (17. Oktober 1797, nachtheilig für Oesterreich); auf den 22. der 50. Todestag der durch ihre schöngeistigen Verbindungen bekannten Henriette Herz (geb. 5. September 1764 in Berlin als Tochter eines Arztes de Ramos, seit 1779 verheh. Herz, gest. 22. Oktober 1847); auf den 25. der 250. Todestag des italienischen Physikers C. Torricelli (geb. 15. Oktober 1608 in Vicenza, gest. 25. Oktober 1647 in Florenz); und auf den 30. der 200. Gedenktage des Friedensschlusses zu Nysa zwischen Frankreich und Deutschland u. (30. Oktober 1697).

Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“.

Zu gut.

„Schon zurück aus dem Seebade?“

„Ja, ich muhte; die Luft war zu gut, die Schwiegermama hat sich zu sehr erholt.“

Das Lied vom Radeln.

Bohlhätig ist das Radeln nur,
So lang' vom Rennen keine Spur,
Und was man dann zurückgelegt,
Das dankt man seinem Rad bewegt.
Doch fürchtbar wird der Radler dort,
Wo er verführt wird zum Reford,
Einberast auf der eignen Spur
Wie eine überdrehte Uhr.

Wehe, wenn er losgelassen,
Jugend, wie auf wilder Flucht,
Durch der Rennbahn lange Gassen
Rastet mit gewalt'ger Wucht;
Wer die Ruhe liebt, muß hassen
Den, der so das Weite sucht.

Auf dem Rade fahret gerne
In die Ferne,
Auf dem Rade nimmermehr
Jagt zu sehr. —

Hört ihr den Trompetenstoß?
Jetzt geht's los!

Wie Orlan
Hört man's brausen,
Jezo stürmt es schon heran.
Spürt ihr's sausen?
Hört, wie 's kracht!

Blas gemacht!
Rastend wie von Angst getrieben
Rah'n sich jetzt der Radler fiebern,
Keiner ist zurückgeblieben.

Kochend wie aus Ofens Rachen
Glüh'n die Köpfe, Felgen krachen,
Schrauben fliegen, Seichen schwirren,
Reifen plagen, Ketten klirren,
Räder knacken

An den Achsen;
Alles rennet, jaget, trampelt,
Wie verrückt wird hier getrampelt.
Durch der Radler lange Kette
Um die Wette

Jagt jetzt Einer; weit im Bogen
Kommen And're nachgezogen,
Jeder will der Erste sein.

Brasselnb fällt ein jedes Bein
Jetzt mit Macht auf die Pedale,
Neu belebt mit einem Male;
Und als sollt' man in der Stunde
Dreimal um die Erde sein,

Mehren sich die Strampel'n,
Klingelt man zur letzten Stunde.

Tiefengroß
Hoffnungslos
Sieht der Letzte die Distance
Sich vergrößern ohne Chance;
Ach er kommt ja viel zu spät.

Abgerannt
Ist die Strecke,
Und gebiet ist nun dem Zweide.
Ist das Fahrrad auch zertrübt,
Ist der Fahrer auch zerhunden,
Schöner Trost wird bald gefunden.
Denn um anderthalb Sekunden
Wurde der „Reford gedrückt“!

Scherzfrage.

Warum hat das Febra eine so hohe Stimme?
Weil es so viel Mal durch den Hals gestrichen ist.

Am Telephon.

„Hier Meyer, — ich wollte Dir nur mittheilen, daß ich mich soeben mit Fräulein Graulich verlobt habe.“
„Falsche Verbindung!“

Flirt.

Man lernt sich eines schönen Tages kennen,
Bald weiß man nicht mehr, wann und wo,
Ob im Theater, Circus, ob beim Kennen.
So fügt es oft, es ist mal so,
Der Zufall.

Wohl Zufall ist's, daß man sich wiederfindet,
Wie angenehm solch' Wiederseh'n berührt!
Man scherzt und lacht, sein Herz ist rasch entzündet,
Bald brennt er lichterloh, und er riskirt
Den Kniefall.

Die zarten Bande werden Liebesfesseln;
Gefangen windet sich der Schmetterling,
Der Blume satt und rings umharrt von Nesseln,
Und merkt, daß eine Dummheit er beging.
O Reinfall!

Morituri.
Nach Sudermann.

I. Teja.
II. Frischen.
III. Das Ewig-Männliche.
IV. Der Eisenbahn-Passagier im Sommer anno 1897.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Brochüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Sieh' da, der „Sinkende“! Soeben hat er sich eingefunden mit seinem schönen vielgelesenen, voll Spannung erwarteten „Kalender des Lahrer Sinkenden Voten“ für 1898. Auch diesmal bringt er wieder eine preisgekrönte Volkserzählung „Spaluntes“ von Arthur Achleitner, welcher im Rahmen einer spannenden Geschichte ein überaus lebendiges Bild entwirft von der erhabenen Hochgebirgswelt des Pagnauerthales in Tirol und von den merkwürdigen Sitten des einfachen und biederen, durch steten Kampf mit den Naturgewalten gestählten Menschenstammes, der das abgelegene Thal bewohnt. Auch was die Mitarbeiter sonst in den 98er hineingeschrieben haben, ist Alles hochinteressant zu lesen, denn die besten Federer haben sich hier in Bewegung gesetzt, um das Allerbeste zu bieten, was von einem richtigen Volkskalender nur verlangt werden kann, ernste und heitere, große und kleine Geschichten, Anekdoten und Sprüche voll Witz und Humor. Das, was der Sinkende von den Weltbegebenheiten zu berichten weiß, ist jederzeit mit besonderem Genuß zu lesen. Man durchfliegt da noch einmal alle die wunderlichen Erlebnisse des letzten Jahres, und das Herz lacht Einem dabei, wie der „Sinkende“ das Alles zu sagen weiß, theils spakhaft, theils in bitterem Ernst, aber allezeit kräftig, kernig und humorvoll. Nun liest aber auch der Gebildete den „Lahrer Sinkenden“ für sein Leben gern, und diesem Umstande weiß der Verleger wohl Rechnung zu tragen, indem er für diese eine besondere große Ausgabe des „Sinkenden“ druckt, die noch eine ganze Zahl erster und humorvoller Beiträge extra bringt. Glück auf, Sinkender! bei der Reise um die Welt!



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Dekonomierath H. von Meudel-Steinfels zu Halle (Saale).

Versuche über die Futterdanbarkeit der Milchkuh.

Eine Reihe von Forschungen der letzten Jahre haben die großen individuellen Unterschiede in der Leistungsfähigkeit der Milchkuh dargehan. Die Züchtung, Fütterung, Pflege und Haltung der Rinder wird deshalb immer mehr auf die Eigenthümlichkeit der einzelnen Thiere basiert. Es ist aber noch immer in hohem Grade nothwendig, die individuellen Unterschiede eingehender zu erforschen, um daraus Gesetzmäßigkeiten abzuleiten und Maßnahmen für die Förderung der Milchviehhaltung zu ermitteln.

Einen wesentlichen Schritt vorwärts in den Begriffen über die Ernährung und Futterverwertung der Milchkuh ist man, so führt Prof. Dr. Bachhaus in einem Artikel der „Georgine“ aus, durch den von Lehmann*) eingeführten Ausdruck der „Futterdanbarkeit“ gekommen. Es wird hiermit eine Eigenschaft trefflich bezeichnet, die für die Beurtheilung und Fütterung der Milchthiere von der größten Wichtigkeit ist, und die es verdient, ebenso durch wissenschaftliche Forschung noch genauer ermittelt zu werden als auch zur besseren Kenntniß der Praktiker zu kommen, um auf dieser Grundlage die Fütterung der Milchkuh rationeller zu gestalten.

Bei der Einrichtung einer Versuchsthierhaltung am landwirthschaftlichen Institut der Universität Königsberg wurde es von vornherein als Aufgabe betrachtet, die Individualität einer Anzahl Milchkuhe genauer zu studiren. Es wurde die Einrichtung getroffen, daß die eingestellten 8 Versuchsthiere sämmtlich streng einzeln gefüttert werden und auch die Milchergiebigkeit nach Quantität und Qualität einzeln festgestellt wird. So war es möglich, auch über die Futterdanbarkeit der einzelnen Thiere genauere Beobachtungen anzustellen. Insbesondere wurde in der Zeit vom 4. bis 17. Juli ein Versuch ad hoc eingerichtet. Nachdem die 8 Versuchsthiere schon mehrere Wochen lang eingestellt waren, sich an Futter, Stallung etc. gewöhnt hatten, sich auch ferner vor dem kurz vor der Einstellung erfolgten Kalben erholt hatten und so die Milchsekretion gleichmäßig geworden war, wurde in der Woche vom 4. bis 10. Juli neben 10 kg Weizenheu und Wasser ad libitum je 1 kg pro Kopf von

Sonnenblumenkuchenmehl,
Palmkuchenmehl,
Weizenkleie,
Roggenkleie,
Gersteschrot

verabreicht. In der darauf folgenden Woche wurde von denselben Kraftfuttermitteln je $\frac{1}{2}$ kg mehr bei gleichem Grundfutter gegeben. Es zeigte sich, daß die Thiere hierbei 1 kg Heu pro Stück zurückließen und wurden daraufhin statt 10 kg nur 9 kg verabreicht. Abschließend wurden 5 verschiedene Kraftfuttermittel gewählt, um eine größere Schmachhaftigkeit herbeizuführen und den spezifischen Einfluß einzelner Futtermittel auszuschließen. Die Nährstoffzufuhr berechnet sich hiernach pro Kopf auf Grund der von den Futtermitteln ausgeführten Analysen

	Verdaulich				Nährstoffverhältnis
	Protein	Fett	N. freie Stoffe		
I. Woche	1,35	0,39	6,82		1:5,7
II. „	1,74	0,51	7,51		1:5,0

Interessant ist, daß bei der stärkeren Fütterung der Wasserverbrauch, der durch einen Wassermesser genau festgestellt werden konnte, beträchtlich stieg; er betrug pro Kopf: in der I. Woche 395 Liter, in II. „ 454 „

Die Außentemperatur und Witterung dürfte auf diesen Mehrwasserverbrauch keinen Einfluß geübt haben, es betrug z. B. die Stalltemperatur:

	Minimum	Maximum	Mittel
I. Woche	17° C	24° C	20,3° C
II. „	18° C	24° C	20,5° C

Sämmtliche Versuchsthiere waren ostpreussisch Holländer-Rasse, im Alter von 6 bis 10 Jahren. Die Milch wurde bei jeder Melkzeit von jedem einzelnen Thier gewogen. Da die drei ersten Tage als Uebergangsperiode betrachtet werden sollen, wurde nur an den vier letzten Tagen von jedem einzelnen Thier Fett und spezifisches Gewicht der Milch bestimmt und daraus nach der Fleischmann'schen Formel die Trockensubstanz berechnet. Die Milchträge während der vier letzten Tage jeder Woche sind in nachfolgender Tabelle niedergelegt:

*) Jahresbericht der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft zu Hannover 1895. Seite 109.

	Nummer der Versuchsthiere								Durchschnitt pro Kuh und Tag.
	1	2	3	4	5	6	7	8	
	Lebendgewicht der Thiere.								
	480,0	517,5	505,0	500,0	470,0	475,5	517,5	565,0	
	Fütterung von 5 kg Kraftfutter.								
Milch	66,50	65,90	59,90	67,90	61,70	61,50	70,00	65,00	16,20
Fett Proz.	2,95	3,55	3,25	3,30	3,30	3,35	3,50	3,50	3,34
Fettextrag	1,96	2,34	1,95	2,04	2,24	2,06	2,45	2,28	0,54
Fettfreie Trockensubstanz Proz.	8,60	8,55	8,70	8,90	8,20	9,40	8,80	8,80	8,70
Fettfreier Trockensubstanz-Extrag	5,72	5,64	5,21	5,49	5,57	5,78	6,16	5,72	1,44
	Fütterung von 7,5 kg Kraftfutter.								
Milch	72,40	73,20	63,10	75,60	70,20	71,20	76,50	73,80	18,00
Fett Proz.	3,15	3,30	3,30	3,35	3,25	3,10	3,35	3,70	3,31
Fettextrag	2,28	2,42	2,08	2,53	2,28	2,21	2,56	2,73	0,60
Fettfreie Trockensubstanz Proz.	8,55	8,65	8,64	8,45	8,85	9,00	8,75	8,70	8,72
Fettfreier Trockensubstanz-Extrag	6,19	6,33	5,46	6,39	6,21	6,41	6,69	6,42	1,57
Mehr Milch Proz.	8,87	11,07	5,34	11,34	13,77	15,77	9,28	13,53	11,11
Mehr Fett Proz.	16,32	3,44	6,66	12,94	11,76	7,28	4,49	19,73	11,11
Mehr fettfreie Trockensubstanz Proz.	8,21	12,23	4,80	14,72	13,11	10,90	8,60	12,25	11,35

Die wichtigsten Resultate des Versuches sind in den zuletzt angeführten prozentischen Mehrerträgen bei der stärkeren Fütterung zu sehen. Wir sehen hier, wie die Mehrerträge bei den einzelnen Thieren schwankten

in Milch	von 5,34—15,77 Prozent,
• Fett	3,44—19,73
• fettfr. Trockensubstanz	4,80—14,72

während die Durchschnittssteigerung an Milch, Fett und fettfreier Trockensubstanz ziemlich gleich (11,1 Proz.) ist.

Diese Zahlen zeigen, wie die Futterdanbarkeit in der That bei einzelnen Thieren außerordentlich verschieden ist, und es ergeben sich für die Praxis der Fütterung daraus doch sehr beachtenswerthe Maßnahmen. Wenn das eine Thier eine gleiche Futterzulage mit drei Mal mehr Milchtrag oder sogar fünf Mal mehr Fettertrag lohnt als das andere, so ist es sehr natürlich, daß in dem einen Falle eine wirtschaftliche Verschwendung, in dem anderen Falle eine hohe Rentabilität vorhanden ist.

Dabei sind diese Verhältnisse durchaus nicht schwierig in die Praxis zu überlegen. Die Eigenschaft der Futterdanbarkeit ist allerdings bis jetzt nicht nach irgend welchen anderen Kennzeichen zu beurtheilen, sondern muß durch einen Versuch festgestellt werden. Man wird ähnlich wie in unserem Versuch hierbei für kurze Zeit eine starke Futterzulage geben müssen, um die Eigenschaft zu erkennen, und wird dann denjenigen Thieren, die eine gute Futterverwertung zeigten, eine Futterzulage weiter geben und denjenigen mit geringer Verwertung keine oder nur geringe Zulage geben. Nach diesem Grundsatz wurde auch bei der hier in Frage stehenden Versuchsthierhaltung mit bestem Erfolg ver-

fahren, indem Kuh Nr. 3 weniger reichlich weiter gefüttert wurde als die übrigen Thiere.

Weiter ergaben sich aus unseren Versuchsergebnissen Folgerungen für die Beurtheilung der Milchtrug. Wenn unter Thieren gleicher Rasse, gleicher Laktationsperiode und nicht sehr verschiedenem Alter sich derartige Verschiedenheiten in der Futterausnutzungsfähigkeit zeigen, so resultirt daraus die Lehre, daß man in der Beurtheilung der Thiere sehr vorsichtig vorgehen hat. Jedenfalls ist es nicht angebracht, lediglich nach dem quantitativen und qualitativen Milchtrag den Werth verschiedener Milchthiere zu beurtheilen, wie dies von vielen Autoren in der Neuzeit, wiederholt namentlich von Benno Martin vertreten wird. Kuh Nr. 7 mit dem höchsten Milch- und Fettertrag zeigt z. B. nicht solche Futterdanbarkeit wie andere Thiere. Mochten doch diese Beobachtungen wie auch die bei anderen ähnlichen Versuchen, z. B. auf der Milchleistungsprüfung mit 75 Kühen während der Weltausstellung in Chicago ermittelten Thatsachen, daß dieselben Milchträge bei sehr verschiedenen Futter oder wie auch unsere Zahlen zeigen, bei gleichem Futter sehr verschiedene Milchträge vorkommen, dazu anregen, bei ferneren Konkurrenzmelken unbedingt auch die verabreichte Futtermenge zu berücksichtigen.

Interessant ist ferner das Resultat unserer Versuche, daß durch Futterzulage bei verschiedenen Thieren Milchmenge und die verschiedenen Milchstoffe in ganz verschiedenem Procentverhältnis zunehmen.

Ob nun diese Eigenschaft der Futterdanbarkeit bei verschiedenem Grundfutter, bei verschiedener Laktationszeit sich verschieden zeigt, muß nach weiteren Beobachtungen entschieden werden.

Anleitung zur Ausführung der Schutzimpfung gegen den Stäbchenrothlauf der Schweine.

Nach Obermedizinalrath Dr. Lorenz zu Darmstadt.

Wesen des Schutzimpfungs-Verfahrens.

Das Verfahren besteht darin, daß die Impflinge erst eine Injektion von immunisirenden Serumpräparaten und kurze Zeit darauf die einer virulenten Rothlaufkultur erhalten. Durch das Serumpräparat werden die Schweine auf kurze Zeit gegen Rothlaufinjektion geschützt. Um diesen Schutz dauernd zu machen, wird den Thieren innerhalb dieser Zeit virulente Rothlaufkultur injiziert, und zwar je nachdem man einen kürzeren oder längeren Impfschutz erzielen will, ein- oder zweimal.

Die untenstehende Anweisung zur Ausführung der Impfung stützt sich auf das Ergebniß einer größeren Reihe von Versuchen. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß in der Praxis noch Aenderungen in dieser Anweisung sich als zweckmäßig erweisen werden.

Serumpräparat.

Das aus Blutserum eigens zu diesem Zweck gehaltener und auf besondere Art immunisirtes Schweine hergestellte Präparat ist in Folge der Beimischung von Glycerin, einigen konservirenden Salzen und 0,5 Proz. Karbolsäure bei gewöhnlicher Temperatur haltbar. Es kann beliebig in andere Gläser umgefüllt werden. Um es längere Zeit aufzubewahren, empfiehlt sich, es in einen kühlen und dunklen Raum zu stellen, da das Licht bei längerer Einwirkung einen zerstörenden Einfluß auf die immunisirenden Bestandtheile des Präparates auszuüben scheint. Das nahezu klare Präparat wird bei mehreren Wochen langem, ruhigem Stehen vollständig klar, wobei sich ein leichter Bodensatz und auf der Oberfläche eine feine helle Schichte ausscheidet. Letztere besteht aus Fettkristallen. Es wird abgerathen, das Serumpräparat in Gläsern mit Korkstopfen aufzuheben, da sich in letzteren leicht Schimmel bildet.

Das Serumpräparat ist so hergestellt, daß es stets eine nahezu constante immunisirende Wirksamkeit besitzt. Dieselbe ist dadurch bestimmt, daß 0,015 g des Präparats, einer 15 g schweren grauen Hausmaus injiziert, gerade genügen, um diese die gleichzeitige Infektion mit 0,01 g einer 10 Tage lang bei Zimmertemperatur (18—20° C.) und gedämpfem Licht in einfacher Nährbouillon gewachsenen Bacillenbakterienkultur (aus einer älteren Nährgelatinekultur in die Bouillon übertragen) überleben zu lassen. Bei der Infektion mit einer gleichen Menge in Bouillon gewachsener Rothlaufkultur genügt eine etwas geringere Menge Serumpräparat.

Rothlaufkulturen zum Impfen.

Die von mir zum Zweck der Impfung von Schweinen abgegebenen Rothlaufkulturen sind bei 24—26° C. in einfacher

Nährbouillon von schwach alkalischer Reaktion ohne Peptonzusatz gezüchtet. Es sind Kulturen in Gläsern, welche vor ihrer Verwendung zugeschmolzen werden. Die Gläser sind bis zu ihrem Gebrauch ungeöffnet an einem dunklen, nicht zu kalten und nicht zu warmen Orte (Keller) aufzubewahren. Die Kulturen bleiben, auf diese Weise aufbewahrt, 6 Wochen brauchbar. Einmal geöffnete und angebrochene Kulturen dürfen höchstens noch an demselben Tage, nie aber später, zur Impfung verwandt werden.

Impfspritze.

Geeignete Impfspritzen fertigt nach meiner Angabe die Firma H. Hauptner in Berlin, Louisestraße 53, an. Die Spritzen, welche 10 ccm halten, sind mit Asbestbüchungen, mit graduirter Stange versehenem, regulirbarem Asbestkolben und Stellschraube versehen. Im Stui der Spritze befinden sich zwei stärkere und zwei schwächere Hohladeln und ein dickwandiger, mit enger Öffnung versehener Gummischlauch nebst einer Olive, welche auf die Spitze aufgesaugt wird, und zwei Oliven (eine zur Reserve) mit Gummi zum Aufstecken der Hohladeln. Der Gummischlauch ist, nachdem er auf die Oliven an beiden Enden aufgeschraubt ist, auf diesen mit Bindfaden festzubinden. Wegen der Asbestbüchungen verträgt die Spritze das Sterilisiren in siedendem Wasser oder in strömendem Wasserdampf. — Will man die Spritze, nachdem sie zu Seruminjektionen gebraucht war, sterilisiren, so muß man sie vorher gut mit kaltem Wasser reinigen, damit sie keine Eiweißkörper mehr enthält, welche durch die Hitze fest werden und dadurch der Spritze schaden können. — Man füllt die Spritze, indem man sie durch Nadel und Gummirohr vollzieht und die noch darin befindliche Luft dadurch entfernt, daß man die Spritze mit der vorderen Öffnung nach oben hält und zudrückt, dabei aber die Nadel an dem umgebogenen Gummirohr in dem Gefäß läßt, damit von der etwa ausfließenden Flüssigkeit nichts verloren geht. Ist auf diese Weise die Luft aus der Spritze entfernt, zieht man dieselbe langsam von Neuem voll.

Die Injektion wird am besten wie folgt ausgeführt: Man faßt mit der linken Hand eine Hautfalte, zieht dieselbe etwas vom Körper ab und schiebt mit der rechten Hand die Nadel, an der sich die gefüllte Spritze befindet, ein. Alsdann drückt man, nachdem man die Hautfalte aus der linken und die Nadel aus der rechten Hand losgelassen, die Spritze langsam zu. Dabei darf sich das Schwein auch bewegen, denn das Gummirohr gewährt jetzt die Annehmlichkeit, daß nicht leicht die Nadel abbricht oder daß man

dieselbe bei zuckenden Bewegungen des Thieres nicht unverrichteter Sache herausziehen und von Neuem einstechen muß.

Die Spritze ist in dem Nachtragkatalog der Firma H. Hauptner von 1895 unter Nr. 1153 mit Abbildung aufgeführt. Sie kann übrigens auch zu sonstigen Zwecken und ebenso gut ohne den Gummischlauch benutzt werden, da sich die Hohladeln auch direkt auf die Spritze aufstecken lassen.

Anweisung zur Ausführung der Impfung

Die Impflinge erhalten zuerst eine Injektion von Serumpräparat auf die im Vorhergehenden beschriebene Weise. Die Dosis dafür beträgt für Schweine von 25—35 kg Lebendgewicht auf je 10 kg des letzteren 1 ccm. Für kleinere Schweine empfiehlt sich eine etwas stärkere Dosis, so daß auf Ferkel bis zu 8 kg immer 1 ccm und dann für jedes weitere kg etwa 0,1 ccm mehr zu nehmen ist. Bei Schweinen über 35 kg kann die Dosis in ähnlicher Weise etwas vermindert werden.

Injektion des Serumpräparates.

Die nachstehende Tabelle giebt einen raschen Ueberblick über die zu wählende Dosis:

Etgkw.	Abdgw.
bis 8 kg 1 ccm	bis 40 kg 3,9 ccm
" 9 " 1,1 "	" 45 " 4,3 "
" 10 " 1,2 "	" 50 " 4,7 "
" 15 " 1,7 "	" 55 " 5,1 "
" 20 " 2,2 "	" 60 " 5,5 "
" 25 " 2,5 "	" 65 " 5,9 "
" 30 " 3,0 "	" 70 " 6,3 "
" 35 " 3,5 "	" 75 " 6,7 "
bis 80 kg 7,1 ccm	bis 120 kg 10,3 ccm
" 85 " 7,5 "	" 125 " 10,7 "
" 90 " 7,9 "	" 130 " 11,1 "
" 95 " 8,3 "	" 135 " 11,5 "
" 100 " 8,7 "	" 140 " 11,9 "
" 105 " 9,1 "	" 145 " 12,3 "
" 110 " 9,5 "	" 150 " 12,7 "
" 115 " 9,9 "	" 155 " 13,1 "
bis 160 kg 13,5 ccm	bis 200 kg 16,7 ccm
" 165 " 13,9 "	" 205 " 17,1 "
" 170 " 14,3 "	" 210 " 17,5 "
" 175 " 14,7 "	" 215 " 17,9 "
" 180 " 15,1 "	" 220 " 18,3 "
" 185 " 15,5 "	" 225 " 18,7 "
" 190 " 15,9 "	" 230 " 19,1 "
" 195 " 16,3 "	" 235 " 19,5 "

Thieren, die schwächlich oder krank erscheinen, injiziert man besser eine stärkere Dosis des Serumpräparates, auch empfiehlt sich im Allgemeinen bei mageren Schweinen, die Dosis nicht zu knapp zu bemessen. Ganz besonders wird empfohlen, darauf

Bedacht zu nehmen, daß jeder Impfling die ihm zukommende Präparatmenge auch unter die Haut bekommt. Die Injektionsstelle kann beliebig gewählt werden. Es ist jedoch nötig, daß dieselbe ein lockeres Unterhautzellgewebe hat, wie z. B. eine Stelle hinter den Ohren, die in der Nähe der Kniefalte etc. Zu vermeiden ist stets, daß das zu injizierende Serumpräparat tiefer als in das Unterhautzellgewebe, z. B. unter Fascien gelangt. Es ist nicht nötig, daß die Injektionsstelle vorher desinfiziert wird, sondern es genügt das einfache Reinigen und Abtrocknen derselben, da das Serumpräparat selbst aseptisch wirkende Bestandtheile enthält.

Injektion der Kulturen.

Die Kulturinjektion wird am besten 3—5 Tage nach der Injektion des Serumpräparates vorgenommen. Die Dosis der Kultur beträgt von 0,25—1,0 ccm, je nach dem Lebendgewicht der Impflinge, z. B. bis 15 kg Lebendgewicht 0,25, bis 35 kg Lebendgewicht 0,5, bis 70 kg Lebendgewicht 0,75, darüber 1,0 ccm. Es ist nicht nötig, dabei allzu peinlich zu verfahren und nur darauf Bedacht zu nehmen, daß die Thiere nicht allzu wenig oder gar nichts von der Kultur unter die Haut bekommen. Das Deffnen der von mir verpackten Kulturgläser hat durch Anfeilen und Abbrechen der Spitze zu geschehen, und zwar erst unmittelbar vor dem Gebrauch (s. oben). Vor dem Deffnen ist die Kultur gut ungeschüttelt. Man füllt die Spritze, die keine Desinfektionsmittel enthalten darf, indem man die Nadel in das geneigte oder auch mit der Deffnung ganz nach unten gehaltene Gläschen steckt und den Kolben langsam zurückzieht.

Dauer des Impfschutzes. 2. Kulturinjektion.

Durch die Injektion des Serumpräparates und eine einmalige Kulturinjektion wird nach den seither gemachten Erfahrungen ein Impfschutz von etwa 5 Monaten erzielt. Es genügt dies in der Regel bei Schweinen, die bestimmt sind, innerhalb dieser Zeit als Schlachtware zu dienen. Schweinen, welche zur Zucht bestimmt sind, verabfolgt man am besten etwa 12 bis 15 Tage nach der ersten Kulturinjektion noch eine weitere von der doppelten Stärke. Hierdurch wird ein Impfschutz von mindestens einem Jahre erreicht. Um diesen noch weiter zu verlängern, genügt eine jedes Jahr, etwa im Frühjahr zu wiederholende Kulturinjektion von 1—2 ccm Kultur.

Einen besonderen Werth hat das Impfverfahren bis jetzt gezeigt, wenn es in Schweinebeständen zur Anwendung kam, die bereits von Rothlauf befallen waren. Hier traten nach der Injektion des Serumpräparates regelmäßig keine neuen Erkrankungen mehr auf. Weniger zuverlässig hat sich das Mittel als Heilmittel erwiesen, obwohl mir von einzelnen günstigen Resultaten nach der Anwendung der 4—5fachen Dosis bei selbst schweren Fällen gemeldet worden ist. Sicher ist übrigens, daß die Anwendung des Serums gegen bereits eingetretene Rothlaufendocarditis nicht mehr helfen kann.

Nachrichten über den Stand der Kartoffeln, des Klee und der Wiesen um die Mitte des Monats September 1897.

Das während des größten Theiles der Periode Mitte August bis Mitte September bei uns, wie fast in allen Theilen Deutschlands anhaltende Regenwetter erwies sich den bis dahin noch nicht eingeernteten Früchten sehr nachtheilig. Nicht nur, daß die Ernte der meisten Körnerfrüchte, Roggen, Gerste und Hafer dadurch zum mindesten sehr verzögert, wo nicht mit direkter Beschädigung ihrer Qualität ausgeführt worden ist, auch die Ernteaussichten für Kartoffeln, Klee und für die Wiesen hat die stets herrschende Nässe ungünstig beeinflusst. So ist vor Allem die Grummeternte allenthalben infolge der großen Nässe sehr schlecht von Statten gegangen; wenn der Ertrag auch gut ist, so ist das Grummet doch nicht trocken zu bringen und verkauft theilweise.

Ginsichtlich des Klee liegen die Verhältnisse in den verschiedenen Theilen Deutschlands sehr ungleichartig. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß Klee und Luzerne reichlichen Ertrag gegeben haben, jedoch die ungünstige Witterung die Qualität geschädigt und das Einbringen erschwert hat. Der junge Klee steht fast überall gut.

Besonders haben unter der Nässe die Kartoffeln gelitten. Aus allen Theilen Deutschlands kommen Klagen, daß die

Kartoffeln zu faulen anfangen. Die meisten Berichte sprechen sich noch zurückhaltend aus, doch werden überall Befürchtungen für die Ernte gehegt, wenn nicht bald trocknes Wetter eintrete. Eine Erfahrung, die schon in vielen solchen nassen Jahren gemacht worden ist, zeigt sich auch in diesem wieder allgemein, nämlich daß sich unter den Früh- und feineren Speisepotatoffeln bereits ein hoher Antheil von erkrankten Knollen zeigt, während spätere und gröbere Sorten sich widerstandsfähiger erweisen. Trotz der aus zahlreichen Bezirken kommenden begründeten Klagen stellt sich aber die Gesamtnote für das deutsche Reich mit 2,7 noch über „Mittel“ und somit erheblich besser als im Vorjahre, wo die Septembernote mit 3,1 unter „Mittel“ lag. Da nun in den letzten Tagen endlich die lange Regenperiode ihren Abschluß gefunden zu haben scheint und günstigere Witterung zu erwarten steht, so ist zu hoffen, daß der Stand der Kartoffeln bis zur Ernte keine weitere Verschlechterung erfahre.

Die Noten für den Stand von Kartoffeln, Klee und Wiesen sind nach der Zusammenstellung des Kaiserlichen statistischen Amtes für die Provinz Sachsen, das Königreich Preußen und das deutsche Reich folgende:

	Kartoffeln	Klee (auch Luzerne)	Wiesen
Regbez. Magdeburg	2,5	2,5	2,6
• Merseburg	2,7	2,0	2,6
• Erfurt	2,9	3,0	3,0
Provinz Sachsen	2,7	2,6	2,73
Königreich Preußen	2,8	2,5	2,7
Deutsches Reich	2,7	2,4	2,5

Kleinere Mittheilungen.

Neue genossenschaftliche Organisation für den landwirtschaftlichen Einkauf. Am 23. August ist zu Berlin die „Bezugsvereinigung der deutschen Landwirthe“ ins Leben getreten, der sich ziemlich alle großen landwirtschaftlichen Vereinigungen angeschlossen, die den Ankauf landwirtschaftlicher Rohstoffe für ihre Mitglieder betreiben. Dieser Organisation lagten sofort den Beitritt zu: außer dem „Allgemeinen Verband der Deutschen Landwirtschaftlichen Genossenschaften zu Offenbach a. M.“ der „Generalanwaltschaftsverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland“ zu Neumied, die „Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft“, die „Bauernvereine für Westfalen, für Rheinland und für Baden“, der „Bund der Landwirthe und der Bayerische Landesverband der landwirtschaftlichen Darlehensvereine, mit zusammen 1 050 000 Landwirthen als Mitgliedern, also beinahe der dreifachen Mitgliederzahl gegenüber der augenblicklichen des Allgemeinen Verbands. Von einigen andern, in der Versammlung nicht vertretenen Verbänden liegen schon Aufnahmegehuche vor. Der Zweck der Vereinigung ist die Feststellung gemeinsamer Kaufbedingungen gegenüber den Hingern der Düngerefabrikanten. Der allgemeine Einzicht, daß einem festen, erfolgicheren Widerstand gegen Anmaßungen der Fabrikanten die Einigung der deutschen Landwirthe auf diesem Gebiete, die Beseitigung jeder Konkurrenz zwischen ihnen, vorangehen müssen, veranlaßt die Vereinigung ihr Entstehen. Die Anregung dazu ging vom Weisfällischen Bauernverein aus. Die Vorbereitungen übernahm der Allgemeine Verband als diejenige Korporation, die den größten Bedarf an Düngstoffen hat.

Weiter dem Thätigkeitsgebiet nach und enger der Theilnehmung nach ist der Wirkungskreis der „Großhandels-gesellschaft der deutschen landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsgenossenschaften, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung“ mit dem Sitz zu Hamburg, die in Dresden am 25. August gegründet wurde. Dieselbe bezweckt: 1. den gemeinsamen Einkauf von landwirtschaftlichen Betriebsstoffen, namentlich von Importartikeln; 2. den gemeinsamen Verkauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse, insbesondere auf dem Wege des Exports; 3. das Speditionsgeschäft für die Genossen. Diese Handelsgesellschaft ist nur von den dem Allgemeinen Verbands zugehörigen Geschäftsverbänden und Central-Ein- und Verkaufsgenossenschaften vorbereitet und gegründet worden.

Sie will im Gegensatz zu der ersten Vereinigung nicht nur ein gemeinsames, gleichmäßiges Vorgehen vereinbaren und rechtlich sichern, sondern will eigene Geschäfte betreiben und diejenigen Branchen von den provinziellen Organisationen übernehmen, die zweckmäßiger und vorthelhafter gemeinsam betrieben werden, und die speziell in Hamburg, dem Haupt-Ein- und Ausfuhrplatz Deutschlands, am besten wahrgenommen werden können. Ihre Geschäfte werden sich nach den bisher vorliegenden Beitrittserklärungen zunächst erstrecken über Westpreußen, Pommern, Polen, Schlesien, Brandenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt und Baden. Der Anschluß weiterer Provinzen und Länder ist bereits in die Wege geleitet. In den Vorstand wurden gewählt: 1. Biernackl-Boorde, Geschäftsführer des Verbands zu Kiel, 2. Hildebrand, Geschäftsführer der Hauptgenossenschaft zu Hannover, und 3. Proberg, Direktor der pommerschen Hauptgenossenschaft zu Stettin.

Beide Organisationen sind wichtige und bemerkenswerthe Fortschritte in dem Bestreuen der deutschen Landwirthe, ihre geschäftlichen Einrichtungen zu vervollkommen und sich den Anforderungen des vielgestaltigen, modernen Wirtschaftslebens anzupassen, den Ansprüchen von Industrie und Handel an die Organisation ihrer Kontrahenten gerecht und den Anforderungen der industriellen und Handelskoalitionen gewachsen zu werden. Mögen sie ihren Zweck erreichen und der deutschen Landwirtschaft auf einem Gebiete nützen, wo sie der Stärkung gewiß bedarf.

Mittel gegen die Hamsterplage. In manchen Gegenden unserer Provinz verursacht das Auftreten von Hamstern eine äußerst lästige Plage für die Landwirthe. Wir glauben deshalb, unsern Lesern, welche mit diesem Schädling zu kämpfen haben, einen Gefallen zu erwiesen, wenn wir ihnen ein Nadelmittel zur Vertilgung desselben an-

geben, welches uns aus der Praxis auf Grund eigener Erfahrung mitgetheilt wurde.

Man geht den Hamstern am besten auf die Weise zu Leibe, daß man mit Wasserwagen, die einen Hahn haben, auf die Felder fährt und mittels Schlauches so viel Wasser in die Bäume laufen läßt, bis die Hamster springen. Dieselben sind dann so vollgepumpt und durchnäßt, daß man sie leicht tödten kann. Empfehlenswerth ist es, dem Wasser einen Zusatz von Kalk zu geben, unbedingt nöthig ist es aber nicht.

Sehr erwünscht wäre es, wenn uns diejenigen Leser, welche diese Maßregel zur Beseitigung der Hamster auf Grund dieser Mittheilung in Anwendung bringen, später von den damit erzielten Erfolgen in Kenntniß setzen wollten, damit wir an dieser Stelle darüber berichten können.

Ueber Formaldehyd als Mittel zur Beeinflussung von Thierkrankheiten hat Prof. W. Eber von der thierärztlichen Hochschule in Berlin ein beachtenswerthes Urtheil in der „Dtsch. Landw. Presse“ veröffentlicht. Von der Aktiengesellschaft für Konservirung und Desinfektion „Chemische Fabrik zum rothen Kreuz“, Berlin SW. Marktgrafenstr. 22/23, werden nämlich verschiedene Formaldehydpräparate namentlich zum Zwecke der Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche in den Verkehr gebracht, so u. A. das sogen. Steriformin, welches nach Prof. Eber im wesentlichen eine Lösung von Formaldehyd in Milchzuckerlösung ist. Wie angegeben wird, soll eine Aufsaugung des Formaldehyds stattfinden und auf die im Thierkörper befindlichen Krankheitskeime schädlich wirken. Dieses ist die sogen. innere Desinfektion bei Maul- und Klauenseuche. Wenn es nun mit dieser innerlichen Desinfektion seine Nichtigkeit haben sollte, so wäre, wie Prof. W. Eber erklärt, doch die erste Bedingung hierfür, daß das Formaldehyd, innerlich gegeben, frei im Organismus zirkuliren und mit dem Harn ausgeschieden werden könnte. Hiergegen spricht nun von vornherein die Thatsache, daß Formaldehyd sich mit organischen Substanzen durch Oxydation sich leicht in Ameisensäure verwandelt. Aber auch der Umstand der enormen Verdünnung des Formaldehyds läßt die erhoffte Wirkung kaum wahrscheinlich erscheinen und schließlich, was den überzeugendsten Beweis in sich schl. eht, haben von Prof. Eber angestellte Versuche mit Kühen nachgewiesen, daß von dem Formaldehyd, trotzdem große Mengen Steriformin eingegeben wurden, nichts in den Harn übergeht und daß in den Harn einer so behandelten Kuh trotz des Steriformins Milchbrand, Typhus- und Diphtheriebakterien ebenso wuchsen, wie in jeden anderen Harn. Eine desinfizirende Wirkung auf die Gewebe des Thierkörpers muß demnach dem Formaldehyd abgesprochen und seine innere Anwendung überhaupt als zwecklos bezeichnet werden.

Als äußeres Desinfektionsmittel läßt sich seine Wirksamkeit dagegen nicht ableugnen, besonders wird die hervorragende Wirksamkeit von Formaldehyddämpfen gerühmt, über die Fähigkeit dieser Dämpfe, in poröse Körper einzudringen, steht jedoch noch nichts gewisses fest und wird man daher auch hier weiteres Material noch abwarten dürfen über diese Frage, mit der sich das Reichsgesundheitsamt und die hygienischen Institute bereits beschäftigen. — Formaldehyd in wässrigeren Lösungen wird als Desinfektionsmittel durch die sonstigen bekannten und veterinärpolizeilich vorgeschriebenen Desinfektionsmittel zur Zeit vertreten werden können, töten doch auch Chloralkalisch (1:3) und heiße Sodalauge Milchbrandsporen sicher, Chlorwasser sogar schon in 15 Sekunden. Als Wunddesinfektionsmittel werden die Formaldehydpräparate (Glutol, Amulsoform) durch andere ältere sogar übertroffen. So sind Lyfol (Kreosolseifenlösung) und Kreolin zur Zeit für den Landwirth noch unentbehrlich. Außerdem sind diese Präparate billiger. Man kann daher wohl alles in allem sagen, daß dem Formaldehyd als Desinfektionsmittel bei der Bekämpfung von Thierleiden eine Ueberlegenheit gegenüber den bisher angewandten Desinfektionsmitteln in keiner Weise zukommt, und daß seine innere Anwendung überhaupt keinen Erfolg hat, mithin auch keine Beachtung verdient.

Die Vertilgung der Sperlinge ist wie in England und Nordamerika nun auch in Frankreich beschlossen worden. Der französische Ackerbauminister hat auf das drängende Verlangen der französischen Landwirtschaftskammern hin die gesetzliche Erlaubniß zur schonungslosen Ausrottung der Sperlinge ertheilt und auch die berufenen polizeilichen Organe beauftragt, die Sperlingsnester überall zu zerstören. Auch in manchen Gegenden Deutschlands bestehen bereits ortspolizeiliche Vorschriften, welche die thumlichste Verminderung der Sperlinge bezwecken, und wer die heillosen Verwüstungen, die ein Sperlingschwarm in Getreideseldern und in Kirchengeländen anzurichten vermag, jemals gesehen, kann nur wünschen, daß auch bei uns dem Sperling unachtsamlich zu Leibe gegangen werde. Indirekt schädigen die sich ungemessen vermehrenden Sperlinge die Landwirtschaft, Gärtnererei und den Obstbau auch noch dadurch, daß sie alle nützlichen, insektenfressenden Vögel mehr und mehr verdrängen; wo Spazgen geduldet und geschont werden, kann keiner unserer Singvögel bleiben, denn der freche, ewig streifschichtige Spaz verleidet jedem derselben den Aufenthalt.

Ein
großen
Michtu
haltung
thümlich
in hoher
gehenden
und Me
mitteln.
Ein
die Ern
so führt
aus, d
„Futt
Eigensch
Fütterun
die es r
nauer e
Praktise
der Mil
Be
wirthsch
von vor
Anzahl
getroffen
einzeln
Quantit
möglich,
genauer
Zeit vor
den die
waren,
auch fer
erholt h
war, w
Wiefen

*)
Dannoe